

Nr. 205. Bromberg, den 24. Oktober 1926.

Durch die Zeitung.

Roman von Gustav Schiller.

Ein paar helle Tropfen zitterten an ihren Wimpern, als sie, von seinem Arm umschlungen, weiterwanderte. Sie dachte an den toten Vater, der sie so liebgehabt und nun in dieser heiligsten Stunde sie nicht segnen konnte. Sie dachte an die Geschwister, die nun eine Heimat hatten, und sie dachte an Alfreds Eltern. Sie wußte, daß sie von ihnen freudig als Tochter aufgenommen werden würde, und die ernstesten Entschlüsse, nur immer den anderen zuliebe leben und handeln zu wollen, beseelten sie. Stillselig ging der Mann an ihrer Seite. Ihm war so wonnig zumut, daß er die schlanke, weiche Gestalt umfassen konnte, daß sie ihm angehören wollte. Es machte ihn so glücklich, daß sie ihre Zuflucht bei ihm gesucht, seiner heiligen, tiefen Liebe vertrauend. Ist nicht dieses liebliche Vertrauen das Schönste, was das Weib zu geben hat? Was sind die Gluten der wildesten Leidenschaft gegen das vertrauensvolle Sichanschmiegen eines tief empfindenden, reinen Weibes, das in einer solchen Stunde ihr ganzes Leben in die Hand des Auserwählten legt?

Frau Braun war über die Erfüllung ihres Herzenswunsches geradezu selig. Ein Mal ums andere schloß sie Irma in ihre Arme. „Kind! Kind, daß ich das noch erlebe, ist mein höchstes Glück! Käme nur bald der Vater! Ich bin ganz auseinander vor Freuden."

„Inzwischen könntest du ein hübsches Verlobungsdiner zusammenstellen," meinte ihr Sohn lächelnd. „Dabei geht die Zeit am besten herum. Und vor vier Uhr wird er die Herren vom Gewerbeamt doch nicht los. Wenn wir es auch ganz unter uns abmachen, ein bißchen feierlich muß es schon sein, denn sieh' mal, Louischen, ich bin doch dein Erstgeborner, ein einziger Kerl! Auch wenn der Onkel Jakobus noch lebte, wär's ein Fest geworden. Es war doch eine Sache, die er sich ebenso innig wünschte wie du. Also würde er es uns nicht verargen, wenn wir ihn fragen könnten." Und plötzlich riß er das „Louischen" an sich. „Mutterle, ich bin ja reich gewesen in deiner Hut und Pflege bis heut' wie ein Krösus! Ich weiß es, und ich danke dir in dieser Stunde in Bausch und Bogen für alles, alles, was du mir in den achtundzwanzig Jahren meines Lebens Liebes getan! Aber siehst du, so golden, so reich, so wunderbar wie heute war noch keiner meiner Lebenstage. Und nun, „Louischen", sei gut und nimm das Töchterlein, das ja so viel besser von Art und Gemüt ist wie dein ungezogener Junge, in Liebe an dein gutes Mutterherz. Sie und die anderen drei „aus dem Nest gefallenen Vögelchen". —

Als die Geschwister nach Hause kamen und hörten, was sich begeben, waren sie sehr gerührt.

„Gute Alte!" sagte Franz, als er ihr den Gratulationskuß gab. „Wenn das der Vater wüßte, wie würde er sich freuen!"

Es wurde von Frau Braun gleich ausgemacht, daß Lo und Mi ganz und gar in die „Villa Braun" übersiedeln sollten. „Ein paar so hübsche Haustöchterchen um mich zu haben, war immer mein Wunsch", sagte Frau Braun, die eine tatkräftige Natur war und darum gleich alles „ins Lot" bringen wollte.

Franz sollte noch bis nach bestandenem Schulexamen dableiben, dann würde man ihn nach Heidelberg schicken. Ein aufleuchtender Dankesblick traf die Schwester, als Frau Braun das bestimmte. Irma solle wohl am liebsten ein paar Wochen zur Erholung aufs Land. Man hatte da eine Verwandte in Pommern. Die würde die junge Braut gern für ein paar Wochen pflegen. So bald als möglich sollte die Hochzeit sein. Sehr still, wie es die tiefe Trauer bedingte.

Herr Braun fand die Pläne seiner Frau sehr überlegt und annehmbar. Die Geschwister fühlten mit unsagbarer Dankbarkeit die zärtliche Fürsorge, die ihnen diese Frau zuteil werden ließ.

Nur Alfred Braun war mit Irmas Entfernung nicht sehr einverstanden. Als aber die Mutter meinte, Irma hätte unbedingt eine Erholungsreise nötig auf alle die Aufregungen der letzten Wochen, da war er still. Er erbat sich aber gleich von dem Vater alle Wochen drei Tage Urlaub, um sie besuchen zu können, eine Forderung, die lachend gewährt wurde mit der Begründung, daß Alfred für das nächste Jahr ja doch kein Interesse am Geschäft haben würde.

Schon in den nächsten Tagen reiste Irma in Begleitung des Bräutigams und seiner Mutter nach zärtlichstem Abschied von den Geschwistern ab. Die weinten ob dieser ersten Trennung von der geliebten „Alten" die heißesten Tränen.

Die kurze Zeit der Abwesenheit ihrer neuen Pflegemutter wollten Lo und Mi dazu benutzen, alles das von ihren Sachen, das sie zu behalten wünschten, aus des Vaters Hinterlassenschaft auszumustern und in die Braunsche Villa schaffen zu lassen.

Es war das eine zeitraubende Arbeit, und als sie zum letzten Male durch die leeren Räume ihres väterlichen Heimes gingen, waren sie sehr abgespannt und müde.

Als Letztes trug Lo das kleine verschlossene Eichenkästchen heraus, das Hans Wilhelms Briefe enthielt. Sie hatte sie oft vernichten wollen, aber als sie sie noch einmal überflog, da reuten sie sie. Sie waren ein schönes Andenken an den kurzen Traum des Glücks, der sie reich und froh gemacht, da sie noch arm war. Sie wollte sie aufheben.

Nun dachte sie auch wieder einmal daran, sich bei dem Leutnant zu entschuldigen, weil sie damals nicht gekommen war. Merkwürdig! Seit jenem Sonnabend waren kaum 14 Tage vergangen und eine Welt voll stürmischer Erlebnisse war inzwischen über sie dahingebraust. Ihre Seele war voll Dank gegen Gott, der aus aller Sorge und Bedrängnis ihnen herausgeholfen hatte.

Noch am selben Abend schrieb sie einen langen, ausführlichen Brief an den unbekannten Leutnant, dem ihr junges Herz so treu ergeben war. Nun würde also das Glück auch zu ihr kommen. Nun war sie nicht mehr das bettelarme, kleine Ding, das seine Liebe tief im Herzen verschließen mußte, weil es „nicht einmal aufs Brautkleid" langte.

Sie nannte zum erstenmal ihren Namen, und ihr ganzes liebes, sonniges Wesen sprach aus den Zeilen. Wenn Hans Wilhelm je den Brief zu lesen bekommen hätte, so wäre seine Meinung über die Frauen gar bald eine andre geworden, aber er bekam ihn nicht.

Fest überzeugt davon, daß die Rätselhafte, da sie in den ersten drei Tagen nicht geschrieben, nun überhaupt nichts mehr von sich hören lassen würde, hatte er Paul Blind gesagt, er brauche wegen eines Briefes nicht mehr fragen zu gehen.

So kam es, daß auch Lo immer vergebens auf eine Antwort wartete. Alle drei Tage fragte sie auf Amt zehn.

Drei Wochen lang umsonst.

Da kam eine große Traurigkeit über sie. Er wollte nichts mehr von ihr wissen. Er zürnte ihr, daß sie nicht gekommen. Das bedrückte sie. Aber erst wollte sie sich noch

überzeugen, ob er ihren letzten Brief abgeholt hätte. So ging sie nach der Expedition und fragte nach ihrem eigenen Briefe. Sie erhielt ihn. „Seit reichlich drei Wochen liegt er da“, meinte das Fräulein, das ihn ihr aushändigte.

Fast hätte sie geweint. Es tat ihr so weh, daß er schlecht von ihr dachte, und daß er es tat, bewies sein hartnäckiges Schweigen.

Ein paar Tage später kam Paul Blind wieder einmal nachfragen. Hans Wilhelm war vom Urlaub zurück und wollte noch einmal versuchen, Kunde von der Rätselhaften zu erhalten, die ihn so sehr erzürnt, und die er doch nicht aus dem Sinn brachte.

Aber Paul Blind kam mit leeren Händen wieder. „Nichts da“ hatte das Fräulein ungeduldig gesagt. Daß ein Brief unter dieser Deckadresse vor ein paar Tagen von einer Dame abgeholt worden war, hatte sie vergessen. — —

In Dettenheim standen sie alle um den Wagen, der Rosi zur Station bringen sollte. Sie hatte schon vor der Ernte ihre Badereise antreten sollen, war aber nicht fortzubringen gewesen. Die beiden fünf- und zweijährigen Jungen nahm Frau Rosi mit. „Ich kann euch hilflosen Männern nicht das ganze Dettenheimer Jungvieh überlassen“, hatte sie scherzend gesagt und eine Anzahl von Kittelchen und Höschen eingepackt. Eines der Stubenmädchen begleitete sie.

Eine Unmenge von Verhaltungsmaßregeln gaben ihr Mann, Vater und Bruder zum Abschied noch mit, dann ging es fort.

Nun kam doch ein bißchen Reisefreudigkeit über sie. Gestern abend noch hatte sie ein paar Tränen vergossen beim Gedanken an diese aufgezwungene Badereise, aber nun, wie sie alle die Vorbereitungen überstanden und ihr Hauswesen in zuverlässigen, treuen Händen zurückließ, zugleich das angenehme Bewußtsein mit sich tragend. daß eine überaus reiche Ernte unter den günstigsten Witterungsverhältnissen eingebracht war, nun kam ihr doch die Jugendlust am Reisen und am Schauen ins Blut. Nette „Badebekanntschaft“ hatten ihr die Herren gewünscht. Sie würd' sich für alle Bekanntschaft bestens bedanken. Den „Hofton“ konnte sie in den Tod nicht ausstehen, und ein anderer ist nicht angängig in der Welt, in der sie die kommenden sechs Wochen verbringen würde.

Nein, sie würde wieder einmal recht nach Herzenslust schmökern. Das war etwas, wozu sie daheim nur an hohen Fest- und Feiertagen Zeit hatte. Dazu würde sie Seeluft und Müßiggang genießen, und nach Ablauf ihrer Badezeit würde sie frisch und rund wieder heimkommen. Die Erfüllung ihrer schönen Vorsätze ließ sich auch ganz gut an. Sie machte nicht eine Badebekanntschaft, obwohl ihre blühende, frauliche Schönheit genug Bewunderer fand unter den Kurgästen. Das undefinierbare Etwas, das nun einmal eine anständige Frau umgibt, hielt ihr die Lebemänner vom Leibe, und die anderen waren in Begleitung ihrer Familie, und der Weg zur Bekanntschaft mit der schönen, blonden Frau war aus diesem Grunde mit unübersteigbaren Hindernissen verbaut. Rosi interessierte sich wenig für die Damen und Herren, denen sie im Kurpark und am Strande begegnete. Sie genoß das süße Nichtstun in vollen Zügen, schrieb humorvolle Berichte nach Haus und schmökerte, was das Zeug hielt.

Die Buben waren gewöhnt, sich allein zu beschäftigen. Sie störten sie wenig. Ab und zu wurde ein Urteil begehrt, wessen Sandburg denn nun die schönste sei, und da Rosi salomonische Einsicht genug besaß, über jede gleichermaßen entzückt zu sein, so vergingen die Tage in ungetrübter Harmonie.

Zwei Wochen waren so dahingegangen.

Ein wundervoller Augustmorgen stieg herauf. Rosi saß in ihrem Strandkorb und sah trunkenen Auges über das leuchtende Meer. Ein Stückchen seitwärts spielten die Jungen im Sande, als plötzlich Fred, der Ältere, wie am Spieße schrie. Beunruhigt sah Rosi aus ihrem Strandkorb heraus. Ein junges Mädchen stand mit verlegenem Gesicht vor dem heulenden Bübchen. „Ich tat es nicht gern, mein Kleiner. Glaub' mir das. Und nun will ich dir auch helfen, deine Burg wieder aufbauen. „Hu hu hu! So einen schönen Wallgraben hatte ich, hu hu! Und in den bist du hineingetreten, hu hu!“ Eifrig begann die Dame mit den Händen den Sand wieder so zu formen, wie es der Kleine wünschte. Dabei fragte sie ihn freundlich dies und das. „Wie heißt du denn?“

„Alfred Wilhelm Hans von Dettenheim,“ gab er bereitwillig Auskunft, um gleich danach sich zu erkundigen: „Wie heißt du denn aber?“

„Ich heiße Charlotte Jakobus!“

„Wohnst du weit von hier?“

„In Schlesien!“ . . .

„Ach Schlesien heißt mein Dorf auch“ . . .

„Das merke ich schon an deiner Sprache, daß du ein kleiner Usinger bist.“

„Hast du deinen Papa zu Hause gelassen?“

„Mein Papa ist tot“ . . .

„So tot, wie unsere Dore war, als sie auf dem weißen Sofa lag?“

Lo verstand sofort, was er meinte: „Ja, so tot wie eure Dore. Hast du keine Mama?“

„Ich hab eine süße, gute Mama, die all so schöne Lieders kann. Eins vom Pferdchen und eins vom Hummelchen, und eins vom Bübchen, das vom Baume fiel . . .“

„O, wie reizend müssen diese Lieder sein!“

„Wunderschön! Du brauchst bloß den Hans fragen. Das ist mein Bruder Hans von Dettenheim.“ Er zeigte mit dem braunen Zeigefingerchen auf den Zweijährigen, der starr und staunend der Unterhaltung zuhörte. Das Mäulchen halb offen, die Hände mit der Sandschaufel auf dem Rücken, so stand er breitbeinig inmitten seiner Burg, und sah mit seinen blauen Augen bald den Bruder und bald die fremde Dame an. Bei der Anrufung seiner Zeugenschaft nickte er heftig mit dem Kopfe, dann wartete er auf den Gang der weiteren Unterhaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rettung.

Historische Skizze von Alfred Dreßler-Dresden.

Die Eltern der in der kleinen Privatschule zu Schwarzenbach unweit der schmalen, silberblanken Saale untergebrachten Zöglinge wußten nichts davon, daß der ein wenig merkwürdige, aber anfangs nicht unbeliebte Schulmeister an jenem Institut im Nebenberuf ein stiller Dichtersmann war. Man konnte dem eigenartigen, unter der enghorizontigen Bevölkerung des idyllischen Fleckens hervorstechenden Manne, dessen Art, sich zu tragen, immer irgendwie eine befremdende Absonderlichkeit an sich hatte, eine so überflüssige und wenig geachtete Beschäftigung, wie es das Dichten ist, wohl zutrauen. Aber die ahnungslose Öffentlichkeit von Schwarzenbach hatte von den Früchten einer solchen Wirksamkeit ihres poetischen Schulmeisters noch nichts verspürt. Man wurde aus diesem ungewöhnlichen Pädagogen nicht recht klug, und daher kam es wohl auch, daß nach und nach gewisse Kreise der um das geistige Wohl und Wehe ihrer Kinder unnötig besorgten Eltern anfingen, diesem Lehrer, namens Richter, Unannehmlichkeiten zu bereiten, die vernünftig abwartenden Eltern auf ihre Seite zu ziehen und gegen den aufs Korn genommenen Mann aufzubringen.

Dieser Schulmeister Friedrich Richter war ein Mensch, der nur mit seinem Äußeren in Schwarzenbach lebte, im Inneren aber in einer fernen, bunten Welt, von deren Existenz die übrigen nichts wußten. Er hatte zwei Gestalten, eine sichtbare und eine unsichtbare. Die eine schritt getreu auf dem Wege seiner erzieherischen Pflichten, die andere war auf einer ewigen Wanderung begriffen, einer Wanderung im Lande der Phantasie und der Träume. Und wenn sie einmal zurückkehrte, quoll ihr Mund über von den abertausend Wundern, die sie da draußen erblickt hatte. Und niemand in Schwarzenbach sah oder ahnte, wie die Fülle der inneren Erlebnisse die Feder des Schulmeisters, der sich still in seine bescheidene Stube zurückgezogen hatte, über das Papier hineilen ließ, damit die Gedanken, die sich legionenweise einstellten, alle untergebracht wurden und nicht vorher entglitten wie die schlanken, schnellen Fischlein durch die Maschen des raffenden Netzes.

Diese andere zweite Gestalt des Mannes trug auch einen fremden Namen, den die Schwarzenbacher nicht kannten. Auf dem Kopfblatt des dicken Stoßes beschriebener Papiere stand zu lesen: Die unsichtbare Loge von Jean Paul. Dieser Jean Paul war der merkwürdige, Verwunderung erregende Mann, mit dem die guten Leute nichts anzufangen wußten. Sie sahen ihn gleichsam durch den sonderbaren Schullehrer Richter hindurch, aber sie erkannten ihn nicht. Sie fühlten ihn dumpf, aber sie wichen ihm aus und klammerten sich an den Schulmeister, der, ach wie gern, in dem französisch klingenden Namen aufgegangen wäre.

Daß diese Menschen als steinharte Öffentlichkeit ihn von ihrer Schwelle wiesen, war der Stachel des werdenden Künstlers. „Das Lob der Dummheit“, die Grönländischen Prozesse“, die „Teufelspapiere“ waren herausgegeben, und niemand kannte den Dichter Jean Paul. Das schmerzte und ließ schier allen übrig gebliebenen Mut zusammenbrechen. Keiner wollte es wagen. Mit arger Mühe waren die Verleger für diese Werke endlich aufgespürt worden. Und wiederum bei dem neuen Buche, der „Unsichtbaren Loge“, derselbe Kampf, die Arbeit und den neuen Namen zur Geltung zu bringen.

Auf einen Erfolg dieser Bemühungen zu warten, war unmöglich. Er hatte bereits ein neues Buch unter der Feder, vielleicht würde er es „Hesperus“ nennen, vielleicht

würde dieses ihm das Herz der Öffentlichkeit, der weiten außerhalb von Schwarzenbach, erobern. Ach, bald verzweifelte er auch an dieser Hoffnung! Dabei war auf keinen grünen Zweig zu kommen. Die Erinnerung an die Flucht aus Leipzig vor sechs Jahren wegen der über den Hals gewachsenen Schulden drängte sich wieder auf wie ein Schreckgespenst. Mit den Einnahmen aus Schwarzenbach würde auch nicht lange mehr zu rechnen sein, denn das Schulmeisterdasein hier war unerträglich geworden. Er sehnte sich nach Hof zurück, wo seine Mutter in Armut und Dürftigkeit ihre alten Tage vertrauerte. Welches Glück, ihr bald das beseligende Gefühl eines kleinen Wohlstandes schenken zu können! Dieser einzige Gedanke ließ ihn immer wieder alle Kraft zusammenreißen und danach streben, den steilen Berg der Berühmtheit zu erklimmen.

Paul hatte das Manuskript der „Unsichtbaren Loge" einem Freunde anvertraut, der sich dafür verwenden wollte. Eine dumpfe, bange Zeit der Erwartung quälte den Ungeduldigen. Welche Entscheidung würde über ihn gefällt werden? Seine eigenen Versuche, den Roman unterzubringen, waren diesmal alle gescheitert. Er wußte nicht mehr, wo und wem er ihn mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte anbieten sollen.

Die Nachricht des Freundes blieb aus . . .

Wie einem vermißten Kinde trauerte Jean Paul seinem Manuskripte nach. Um sich abzulenken, verbiß er sich mit fast trotzigem Eifer in die Arbeit an seinem nächsten Buche. Der Erfolg mußte erzwungen werden, immer lauter mußte es in die Ohren des Publikums gellen: Jean Paul, Jean Paul!

Nach einer langen Weile erhielt er einen Brief des Freundes, der ihm freudig mitteilte, daß es ihm gelungen wäre, den Verleger Georg Reimer zu Berlin für das Werk des jungen Dichters zu interessieren. Er hoffte, Jean Paul würde mit dem Honorar von 100 Dukaten, das er ihm ausbedungen habe, zufrieden sein.

Zufrieden! Jean Paul sollte nicht zufrieden sein, wenn er in den nächsten Tagen 100 Dukaten empfing? Dankbar und glückselig war er! Er sah jetzt sein ganzes bisheriges Kämpfen und Harren in einem so verklärenden Glanz, daß er beinahe gewünscht hätte, alles noch einmal durchmachen zu müssen, nur um noch einmal diese Freude erleben zu dürfen!

Keine Silbe sollte seine Mutter, seine geliebte Mutter, von diesem Glück erfahren, — bis die 100 Dukaten eingetroffen waren. Dann wollte er eilenden Laufes, so wie er war, nach Hof stürzen, dort kein Wort sprechen, nur die 100 Dukaten seiner Mutter in den Schoß legen. So groß und gewaltig dünkte ihn dieser Augenblick, daß er ihm klopfenden Herzens entgegensah. Und im Geiste umarmte er den rettenden Freund. Was war jetzt Schwarzenbach! Was war die Schule mit ihrem Frondienst! Hinter sich sah er das alles liegen, weit, so weit. Er kam sich vor wie die von ihm selbst erdichtete Figur des Gustav in seinem Roman. Auch er hatte ein Jahrzehnt und länger gleichsam in einem unterirdischen Raume gehockt. Ganz wie in diesem Jüngling war auch in ihm durch seine Mißerfolge der Gedanke geweckt worden, er sei gleichsam gestorben, mindestens tot für die große Welt. Und nun wurde er auch wie jener Romanheld an der Hand seines Freundes an das Licht geführt, so daß ihm die Welt, die nun von ihm erfahren sollte, wie der Himmel erschien! Das also war die Seligkeit! O, sie war schön! In diesen Stunden erhob sich Jean Pauls Genius über die Welt, sein Licht begann zu strahlen über die Menschen, wie es niemand zuvor geahnt hatte.

Gedanken.

Von **Richard von Schaukal.**

Kult des Weibes ist Götzendienst, gefeiert von Uneingeweihten für die Nutznießer; Achtung des Weibes ist Naturandacht vor dem öffentlichen Geheimnis.

*

Was sich Psychologie nennt, ist Vordergrundsklugheit innerhalb einer Wirklichkeit, die Übereinkunft der sogenannten Lebensfähigen bedeutet. Die Wahrheit beginnt erst jenseits der als Bewußtsein aufgerichteten Bequemlichkeitsgrenze.

*

Verkehr mit Menschen setzt eine Stumpfheit des wahrhaftigen Empfindungslebens voraus, die hinwiederum Ergebnis dieses gewohnheitsmäßigen Verkehrs ist.

*

Sobald man an die Menschen irgendetwas von seinem Eigentümlichen vergeudet, trübt sich die Spiegelfläche, mit der man sie aufnimmt, das heißt, von sich abgleiten läßt.

Noch lebende Urahnen der Tierwelt.

Von **Fred. Dunbar von Kalckreuth.**

Als gegen Ende der Eiszeit die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit, dieser Spitzenleistung der organischen Natur, ihren Anfang nahm, trat die Tierwelt bereits in den Winter ihres Daseins. Heute, wo auch die Menschheit gealtert ist, befindet sich die Fauna bereits auf dem Aussterbeetat. Nur jenen am Horizonte aller Lebensentwicklung aufgetauchten, primitiven Infusorien wohnt heute noch dieselbe urkräftige Lebensenergie inne, welche sie durch alle geologischen Epochen der Erdentwickung bis auf unsere Zeiten getragen hat. Erst jetzt beginnt auch der Kampf der wissenschaftlich gerüsteten Menschheit, ein Kampf um Leben und Tod mit jenen Spaltpilzen, welche von der gesamten organischen Welt die Einzigen geblieben sind, die ganzen Völkern den Untergang bereiten können. So beschleunigten einst den Untergang des Altertums die das römische Weltreich entvölkernden Pestilenzen, so half eine Pest im 14. Jahrhundert das Mittelalter zerstören ‚als „der schwarze Tod" die halbe Bevölkerung Europas (25 Millionen) in zwei Jahren niedermähte. Deutlich ist so der Abschluß eines Kreislaufes in der organischen Welt zu erblicken. Das niedrigste und das höchste Lebewesen treten sich zum Endkampf gegenüber, während die ganze Genealogie der wilden Tiere, welche dazwischen liegt, teils ausgestorben, teils vergessen, in den Winkeln der Weltmeere, der Wüsten und Urwälder ihr Leben fristet, dankbare Objekte für die biogenetische Forschung. Alle übrigen Tiere aber verdanken ihre Weiterexistenz nur der Gnade des Menschen, dessen Nützlichkeits- oder Luxusanschauungen.

Es ist nun seltsam, feststellen zu können, daß außer jenen unverwüstlichen Profisten oder Amöben, welche schon vor ½ Milliarden Erdjahren als erste Lebewesen selbst den ätzendsten Säuren Widerstand leistend, über den brühheißen Gewässern der Ur-Ozeane schwebten, fast sämtliche ihrer Nachkommen bis hinauf in die Steinkohlenzeit (vor 80 Millionen Jahren) noch heute weiterleben, während die meisten viel höher entwickelten Wesen, welche darauf folgten, schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder eingingen. Man könnte also das heutige Tierreich mit einer Familie vergleichen, in welcher nur der Urahne, seine Urenkel und einige Großoheime übrig geblieben sind. Wenn wir mit jenen schon vor 250 Millionen Jahren, im sogenannten Archaikum lebenden Tieren beginnen, so finden wir noch alle Urahnen der fünf großen Tierfamilien, nämlich die Korallen, Quallen und Schwämme der Pflanzentierfamilie ‚die Seerose, Süßwasserpolypen (im Tegelsee-Berlin), die kugeligen Moostierchen und Armkiemer, und vor allem die Würmer, welche Ahnen der gesamten höheren Tierwelt wurden. Denn von ihnen zweigte sich die zweite Reihe ab, so die Sterntiere (Seelilien, Haarsterne, Seeigel), die Gliedertiere (Igel, Krebse und der unter feuchtem Holz in Neuseeland lebende Peripatus, der Vater aller Insekten), drittens die Weichtiere (Schnecken, Flossenfüßer, Tintenfische) und endlich die Wirbeltiere vom sogenannten Eichelwurm. Während der längsten Zeit unserer Erdgeschichte spielte sich also alles Leben im Wasser ab. Noch sitzen 2000 Faden tief die Seelilien unter der Oberfläche der Ozeane, in 400 Arten leben noch ihre Verwandten, die Haarsterne, und die Flossenfüßer irren nachts zu Millionen, als willkommene Speise der Walfische durch die Weltmeere. Auf Neufundland fängt man noch riesige Tintenfische, deren Körper 3 Meter Durchmesser besitzt und deren Greifer bis zu 9 Metern lang werden. Die bunten Medusen aus kambrischer Zeit (120 Millionen Jahre) durchgleiten noch heute als Wasserschmetterlinge die Meere, während gar aus der nozöischen Zeit (vor etwa 250 Millionen Jahren) die Foraminiferen als nächste Verwandte der Amöbe noch massenhaft alle Gewässer bevölkern. So hat auch die unterste Stufe der Wirbeltiere, die Fische ihr Reich im Meere. Noch leben die ältesten Vertreter aus silurischer Zeit (vor etwa 120 Millionen Jahren): das Neunauge und der Lanzettfisch und vor allem der „Tiger des Meeres", der Hai, der sich aus jenen entwickelte.

Erst in der Steinkohlenzeit (vor rund 100 Millionen Jahren) eroberte die Lebewelt durch die Amphibien (Wirbeltiere, die von dem noch im Amazonenstrom lebenden Molchfisch abstammen sollen) das Land und die Eintagsfliege, ein Kind des Tausendfüßlers, dem wir noch überall begegnen, die Luft. Wie sich die Geschwindigkeit eines von einem hohen Turme herabgeworfenen Steines stetig steigert, so wirkte sich das uralte Naturgesetz, vom Allgemeinen zum Besonderen zu streben, immer schneller aus. Von den Amphibien, als deren Urvertreter nur noch der japanische Riesensalamander lebt, während unsere Frösche, Kröten und Molche erst im Tertiär (vor 5 Millionen Jahren) sich gestalteten zweigte sich das Ur-Reptil, die noch heute auf Neuseeland anzutreffende Brückeneidechse ab. Sie ist der übrig gebliebene Ahn jener schrecklichen Saurier, die einige Millionen Jahre

die Ränder der Urkontinente bevölkerten und deren Skelette, groß wie kleine Kirchen, noch häufig gefunden werden und in unseren Museen Aufstellung finden. Aus ihnen gingen dann erst im Tertiär die Vögel, Schlangen und heutigen Reptile hervor. Einem sogenannten Säuger-Reptil, dessen Reste vielleicht die im Kapland gefundenen Theromorphen darstellen, entstammte aus der Triaszeit (vor 17 Millionen Jahren) der noch in Australien lebende Ahn der Säuger, der höchsten Tiergattung. Es ist das sogenannte Schnabeltier; dessen nächste Nachkommen, der Ameisenbär und die Beutelratte Nordamerikas, existieren ebenfalls noch. Von diesen Tieren ausgehend, nimmt im Tertiärzeitalter (vor 5 Millionen Jahren) die Tierwelt ihren letzten und höchsten Aufschwung die Säuger differenzieren sich nach allen Richtungen; sie erobern als Wale, Potfische, Delphine das Meer wieder, schwingen sich als Fledermäuse in die Luft. Die Spitzenmaus, der Igel, Europas ältestes Säugetier, und der Maulwurf bleiben dem Erdboden treu. Die Rüsseltiere durchstampfen die Urwälder, die Urhufer werden zu Kamelen, Schweinen, Antilopen, Giraffen, zu Seekühen, Tapiren, Schafen und Rindern; ihre Krone aber wird das Pferd. Die Raubtiere entwickeln aus einem Urahn immer neue Formen, werden zu Rotten. Vom Hunde stammt der Bär. Die noch lebende Zibethkatze ist vielleicht die Großmutter aller unserer großen und kleinen Katzen. Das Geschlecht der Affen endlich erklettert die Bäume.

Zu dieser Zeit — vor 5 Millionen Jahren — hat auch das uranfänglich menschliche Prinzip nacheinander alle tierischen Potenzen aus sich entlassen. Es tritt zwar noch als affenähnliches Geschöpf auf, aber unterscheidet sich fundamental von ihnen dadurch, daß es nie ein Raubtiergebiß besaß. Doch erst in der folgenden Weltepoche, der Diluvialzeit, tritt der Mensch als homo sapiens die Herrschaft an. Die Affenstirn hat er verloren, und die gleichzeitige Kinnausgestaltung schuf ihm sein höchstes Unterscheidungsmerkmal: das Sprechvermögen.

Wenn wir die organische Entwicklung des Tierstammbaumes verfolgen, so finden wir überall das Gesetz, daß das Allgemeine und das Besondere Bestand hat, daß das dazwischenliegende „Gesonderte" — einseitige Spezialisierungen, die, zu Ungetümen anwachsend, ihren Zweck in sich selbst aufhoben — abstarben. Von den Reptilien blieben nur die harmonisch gebliebenen Formen Chamäleon, Flugdrache, Krokodil u. a. Den Ungetümen folgten die kleinen, beweglichen, lebhaften, anpassungsfähigen und fruchtbaren Formen. Aus ihnen bildeten sich zunächst wieder durch einseitige Anpassung Riesenformen heraus, deren plötzliches Absterben ebenso für die Meerestiere wie für die heutigen Säugetiere gilt. Noch einige ehrwürdige Reliquien aus der höheren und höchsten Tierwelt seien erwähnt. Auf den Sunda-Inseln lebt noch der Zwerghirsch, ein Urwiederkäuer, auf Celebes der Anoa, Ahnherr aller Antilopen, Schafe und Rinder. 1903 wurde im Kongo-Urwald das Okapi, ein Mittelding zwischen Giraffe und Rind, erlegt; seine Gefährten wurden auf nächtlicher Jagd von den dortigen Zwergvölkern ausgerottet, denn am Tage zeigt sich dieses scheue Urtier nicht mehr. 1909 wurde ein weißes Nashorn am oberen weißen Nil für das Berliner Zoologische Museum erlegt. Auf Madagaskar trifft man noch die Halbaffen, welche als die Ahnen des Affengeschlechts gelten. Gorillas, diese höchsten Typen der Familie, 2½ Meter hoch, ziehen sich immer tiefer in die Wälder Westafrikas zurück. Ich selbst konnte vor Jahren den Schädel dieses seltenen Menschenaffen dem Zoologischen Garten von Amsterdam schenken, der noch keinen besaß. Das Zebra, in Afrika schon ausgerottet, vegetiert nur noch in zoologischen Gärten. Ebenso wird der merkwürdigste Hirsch der Erde, der Milu, nur noch im chinesischen Schutzpark gepflegt. In Syrien lebt noch der Klippdachs, Ahne aller Pferde, Tapire und Nashörner. Das Urpferd, halb Pferd, halb Esel, das schon größtenteils während der Eiszeit einging, wurde in einem Exemplar 1877 in der Mongolei von einem Russen erlegt, während auf assyrischen Reliefs von 650 v. Chr. noch diese Wildpferde sich abgebildet finden. Die Büffel, von denen es noch 40 Millionen vor hundert Jahren gab, waren 1895 bis auf 800 abgeschossen. Buffalo Bill allein tötete 8622 für die Bahnarbeiter der Union-Pacific-Bahn. Heute leben noch 2000 Büffel in den Naturschutzparken Amerikas. Der Urstier, den noch die kunstvolle Arbeit auf einem mykenischen Goldbecher (etwa 1000 v. Chr.) so naturwahr zeigt und als dessen nächster Verwandter das schottische Parkrind gilt, ist vor genau 300 Jahren (1627) ausgestorben. Zu unserer Zeit hat auch der Biber Europa verlassen, d. h. 1894 lebten in Deutschland nur noch an einem einzigen Fleck, zwischen Magdeburg und Wittenberge, etwa 160 dieser kostbaren Pelztiere. Da es kein Schutzgesetz gab, sind sie nun wohl endgültig ausgerottet worden, wie es auch den letzten Bibern Frankreichs am Unterlauf der Rhone erging, wo man sogar Schußprämien auf sie aussetzte. Jetzt hausen sie noch tief in den Urwäldern Sibiriens.

Die Erde ist alt geworden und das organische Leben auf ihr auch. Die Menschheit hat die Eroberung ihres Planeten zu eigenem Nutzen und Frommen vollzogen. Jetzt beginnt sie, es sich angelegen sein zu lassen, aus der Erde ein naturgeschichtliches Museum zu machen, in welchem die ehrwürdigen Ahnen der Tier- und Pflanzenwelt ihre Altersasyle finden. Auf sie aber findet Schillers Wort, daß „neues Leben aus den Ruinen blüht", nur bedingte Anwendung.



Bunte Chronik



* **Die größte Eisenbahnbrücke der Welt** wird im Staate Oregon in Nordamerika gebaut. Sie führt über eine Schlucht von 200 Meter Tiefe und wird eine Länge von 2000 Metern haben. Der Ausführung der Brücke stellen sich durch die starken Winde in der Schlucht große Widerstände entgegen.

*

* **Max Reinhardt in Hollywood.** Wie Wiener Blätter berichten, wird Max Reinhardt im Januar 1927 gemeinschaftlich mit Morris Gest in Los Angeles das Vollmöllersche Mysterium „Mirakel" für die United Artists verfilmen.

*

* **Der Speisezettel des Londoner Zoo** sah im vergangenen Jahre folgendermaßen aus: Die Löwen, Tiger und eine Reihe anderer großer Tiere verbrauchten rund 450 Pferde und 135 Ziegen. Andere Tiere befriedigten ihren Appetit mit 300 Zentner Hafer, 157 Tonnen Heu und 180 Zentner Reis, während Tiere, deren Geschmack mehr in der Richtung von Süßigkeiten liegt, 780 Pfund Syrup und 83 Pfund Honig vertilgten. Die Pinguinen des Zoo wurden mit 42 Tonnen Heringen, 900 Litern Garnelen und einer Tonne Schollen gefüttert. An kondensierter Milch wurden 15 000 Büchsen verbraucht.

*

* **Eßbare Erde.** Erdesser findet man fast in allen Erdteilen, und zwar stets da, wo die Erde irgendeine besondere Zusammensetzung aufweist, wie z. B. die sogenannte Infusorienerde, die sowohl in Schweden, Lappland und Finnland, als auch in Böhmen, Ungarn, Mexiko und Kalifornien und mehreren andern Ländern der Erde vorkommt. Diese vielfach auch „Bergmehl" genannte eßbare Erde wird in manchen Ländern sogar verkauft, so in Sardinien und Toscana, wo man auf den Märkten das Bergmehl zu kaufen bekommt, ferner in den Basaren Persiens, in denen besonders eine weiße und fettige Tonerde, deren Verkauf man allerdings offiziell verbietet, sehr gesucht ist. Im Sudan ist die eßbare Erde eine so beliebte Speise, daß es Neger geben soll, die täglich mehrere Pfund dieser Erde verzehren.

Lustige Rundschau



* **Geistesgegenwart.** Sie: „Du schwankst?!" — Er: „Ob ich dir einen neuen Hut oder ein neues Kleid kaufe!"

*

* **Konkurrenz.** Aufwärterin: „Was wünschen Sie?" — Herr: „Ich möchte Ihrem Herrn meine Aufwartung machen!" — Aufwärterin: „Wat? — Uffwartung, nu aber raus hier! — Hier mach ick die Uffwartung!"

*

* **Warum?** „Sieh mal, Willy, das ist ein Schwein!" — „Warum denn Mutti, was hat es denn gemacht??"

*

* **Der gefährlichste Gegner.** Der Boxer liest in der Sportzeitung über sich selbst: „. . . sein gefährlichster Gegner ist ohne Zweifel Paolino . . ." — „Die kennen meine Frau nicht," seufzt der Boxer.

*

* **Die Reue.** Theo kommt vom ersten Schulgang zurück. „Na, mein Sohn," fragt der Vater, „wie gefällt's dir denn in der Schule?" — Theo stößt darauf einen tiefen Seufzer aus: „Ach, Papa, wenn ich doch damit gar nicht erst angefangen hätte."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.